

„Die meisten produzieren nur für den eigenen Bedarf“



Laura Jacobs war zwei Wochen in Uganda, um zu erleben, wie die Menschen dort arbeiten und leben.



Fotos: Jacobs

Laura Jacobs vom Westfälisch-Lippischen Landwirtschaftsverband (WLW) mit den Kindern ihrer Gastfamilie in Uganda

Wochenblatt: Laura, Du warst im August für zwei Wochen in Uganda. Was hast Du dort gemacht?

Laura Jacobs: Als Pressereferentin für den Westfälisch-Lippischen Landwirtschaftsverband koordiniere ich ein Projekt, das den Bauernfamilien in der Region nahe Luweero, in Zentraluganda helfen soll. Ich wollte mir ein eigenes Bild machen. Daher bin ich viel herumgefahren, habe aber auch einige Tage bei einer Familie gewohnt.

Wochenblatt: Wie wirtschaften die Betriebe?

Laura: Die Landwirtschaft unterscheidet sich natürlich stark von

der in Deutschland. Spezialisierung kennen die ugandischen Bauern nicht. Ein Großteil der Bauern bewirtschaftet eine Fläche von nur 0,3 bis 3 ha. Darauf wachsen dann direkt nebeneinander zum Beispiel Bananen, Kaffee, Rohrzucker, Süßkartoffeln, Bohnen, Mais oder auch Maniok. Viele Betriebe haben zusätzlich noch einige Hühner und Ziegen und zwei bis drei Schweine. Alles läuft per Hand. Schlepper oder sonstige Arbeitsmaschinen besitzen die meisten Kleinbauern nicht. Daher müssen vielfach auch die Kinder auf dem Feld mitarbeiten.

Wochenblatt: Gehen die denn nicht zur Schule?

Laura: Obwohl die Eltern für den Schulbesuch an sich kein Geld zahlen müssen, lassen viele ihre Kinder zu Hause. Oft, weil sie einfach keinen Sinn in der Schule sehen oder eben auf die Kinder als Arbeitskraft nicht verzichten wollen. Oft

aber auch, weil kein Geld da ist, um das Schulmaterial zu kaufen. Da geht es nicht nur um Schulbücher. Schon um Schulhefte oder sogar Stifte zu kaufen, reicht vielfach das Einkommen nicht. Aber ich würde trotzdem schätzen, dass ungefähr 70 bis 80 % der Kinder ab einem Alter von sechs oder sieben

Jahren zur Schule gehen. Allerdings ist meist spätestens nach der 10. Klasse Schluss. Denn die Jungs steigen mit 15 oder 16 Jahren in die Landwirtschaft ein und die Mädchen werden oft schon früh schwanger.

Wochenblatt: Nachwuchssorgen gibt es also nicht?

Laura: Definitiv nicht. Die Familien, die ich getroffen habe, hatten meist zwischen 6 und 15 Kindern. Die meisten waren schon in jüngstem Alter sich selbst überlassen, während die Eltern auf dem Feld arbeiteten.

Wochenblatt: Du hast einige Tage bei einer ugandischen Familie verbracht. Wie sah der Alltag aus?

Laura: Eigentlich sah jeder Tag gleich aus. Er begann um 6 Uhr morgens mit einem warmen, grießbreiartigen Getränk. Dann haben alle gemeinsam Haus und Hof gekehrt und es ging bis zum Abend aufs Feld. Als ich zu Besuch war, stand die Bohneaussaat an. Dabei hat der Bauer mit einer Hacke Löcher in die Erde geschlagen, in die zwei der Kinder und ich dann Bohnen gelegt und diese wieder mit Erde bedeckt haben. Der Bauer hat etwas vorgearbeitet. Alles in allem hat es rund einen Tag gedauert, bis gerade einmal ein halber Hektar bestellt war. Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang um 7 bis Sonnenuntergang um 19 Uhr, nur unterbrochen von dem gemeinsamen Mittagessen. Sobald es dunkel war, haben wir zu Abend gegessen und dann war auch schon Schlafenszeit. Denn sehen konnte man eh nichts mehr. Da es keine Elektrizität gab, war es abends stockfinster.



Die Feldarbeit läuft in Uganda meist noch komplett per Hand.

„Für einen halben Hektar brauchten wir rund einen Tag.“

Wochenblatt: Was habt ihr gegessen?

Laura: Die Mahlzeiten waren vor allem sättigend und kaum gewürzt. Häufig standen gestampfter Mais, Kochbananen, Bohnen oder Reis auf dem Speiseplan. Die Familien essen das, was gerade geerntet wurde. Kühl- oder Konservierungsmöglichkeiten gibt es ja nicht. Wie in anderen Familien auch, haben wir auf dem Boden und mit den Händen gegessen.

Wochenblatt: Wie habt ihr gewohnt?

Laura: Sehr spartanisch. Außer Betten gab es keine Möbel. Viele Familien haben aber nicht einmal Betten. Daher war ich froh, nicht auf dem Boden schlafen zu müssen. Die Häuser haben meist ein bis drei Räume. Meine Gastfamilie hatte vier Räume. Viele Familien lagern im Wohnhaus zudem noch ihr Erntegut ein. Daher habe ich oft Wohnräume gesehen, die randvoll mit Maiskolben gepackt waren. Spezielle Lager gibt es eben nicht.

Wochenblatt: Wie bestreiten die Familien ihren Lebensunterhalt?

Laura: Die meisten Familien leben von dem, was sie ernten. Sie produzieren fast nur für den Eigenbedarf. Daher fehlt ihnen ja oft das Einkommen, um zum Beispiel den Schulbesuch zu finanzieren. Bleibt doch noch etwas übrig, verkaufen die Kleinbauern es an Ständen am Straßenrand oder auf dem nächsten Markt. Um es dorthin zu trans-



Da es so gut wie keine Lagerhallen gibt, bewahren viele Bauernfamilien Getreide und Mais im eigenen Wohnhaus auf.

portieren, müssen sie sich allerdings einiges einfallen lassen, denn Autos geschweige denn Zugfahrzeuge samt Anhänger haben die meisten nicht. Oft laufen die Leute zu Fuß und dass vielfach ohne Schuhe. Wer es sich leisten kann, nimmt ein Fahrrad oder einen Motorroller. Die werden dann unglaublich voll geladen. Eigentlich transportieren die Leute damit alles, sogar Sofas. Einmal fuhr ein Mofa an mir vorbei, auf dem sechs Personen saßen – und das bei voller Fahrt.

Wochenblatt: Hattest Du Angst vor Ebola?

Laura: Nein, obwohl in Uganda schon mehrmals Ebola und auch Cholera ausgebrochen sind. Aber die letzten Ebola-Fälle liegen mehr als zwei Jahre zurück. Nach meiner Rückkehr habe ich allerdings gehört, dass Anfang Oktober in der Hauptstadt Kampala ein 30-Jähriger an Marburg-Fieber gestorben ist. Der Virus ist eng mit Ebola ver-

wandt. Der Mann hat aber keine weiteren Personen angesteckt. Ein viel größeres Problem ist insbesondere Malaria. Auch weil die medizinische Versorgung auf dem Land

„Außer Betten gab es keine Möbel.“

sehr schlecht ist. Krankenhäuser gibt es nur in den Städten und auch Ärzte sind auf dem Land selten. Dort leisten Krankenschwestern in Gesundheitszentren Hilfe. Viele können sich aber selbst diese Hilfe nicht leisten, da es keine Krankenversicherung gibt und sie ein zu geringes Einkommen haben, um die Behandlung selbst zu schultern.

Johanna Garbert

Uganda: Die Eckdaten

Uganda mit der Hauptstadt Kampala liegt in Ostafrika und grenzt an Kenia, Tansania, Ruanda, den Kongo und den Sudan. Das Land erstreckt sich über rund 241.000 km². Dort wohnen 37,58 Mio. Menschen. Als Amtssprachen gelten Englisch und Swahili. Die über 40 Volksstämme sprechen insgesamt aber 43 verschiedene Sprachen.

Die Bevölkerung ist sehr jung: Das Durchschnittsalter beträgt 15 Jahre, knapp 50% sind noch jünger. Rund 40% der Bevölkerung leben von weniger als 1,25 US-\$/Tag und damit unterhalb der Armutsgrenze. 82% der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft, erwirtschaften aber nur 23% der Wirtschaftskraft, da ein Großteil für den Eigenverbrauch produziert wird.

Wer ein Mofa hat, kann sich glücklich schätzen. Die Zweiräder müssen dann aber auch einiges aushalten.



Westfälischer Cocktail in Paris

Lemgoer Studierende gewannen mit einem Cocktail aus Eiswürfeln – dem „Droptail“ – bei einem internationalen Lebensmittelwettbewerb in Paris einen mit 1000 € dotierten Preis.

Die Getränkecreation Droptail von den Studenten der Hochschule Ostwestfalen-Lippe besteht aus einem Eiswürfel mit einem halb gefrorenen Rhabarber-Cocktailkonzentrat und enthält neben einer Limettenscheibe und Rosmarin vier mit Alginat umhüllte Likördrops. Der Droptail-Eiswürfel wird ins Glas gegeben und mit Wasser übergossen – fertig ist der Cocktail. Lisa Bath, Sven Beckmann, Markus Düsterberg, Kathrin Ehlermann, Marie-Luise Janeke und Renate Kampmann, Masterstudenten der Lebensmitteltechnologie, hatten zuvor ein Semester lang von der ersten Idee über die Entwicklung des technischen Herstellprozesses bis zum Marketingentwurf und Vorkalkulationen alle Schritte erarbeitet.

Der Wettbewerb Ecotrophelia richtete sich an Studierende aus ganz Europa. Gesucht wurden die besten Ideen für Produkte, die auch mit ökologischem Zusatznutzen überzeugen. Mit dem Preis für die Droptail-Gruppe habe die Jury die besondere technologische Neuigkeit und die hervorragende Ausarbeitung des Herstellprozesses gewürdigt. Ziel der Lemgoer Studierenden war es, ein innovatives Getränk mit ökologischem Mehrwert zu entwickeln. Der Droptail soll dazu beitragen, Haushaltsmüll zu reduzieren, der durch angebrochene Saft- und Likörf Flaschen entsteht.



Foto: Hochschule OWL

Der Droptail-Eiswürfel wird einfach mit Wasser übergossen und schon ist der Cocktail fertig.

Mit Unterstützung von:

